

Gerhard J. Rekel  
**Der Gott des Geldes**

Roman

# Kassensturz

»Der größte Trick, den der Teufel je gebracht hat,  
war die Welt glauben zu lassen, es gäbe ihn nicht.«

Aus dem Film »*Die üblichen Verdächtigen*«



A zurblau. Ich liebe es zu fliegen. Ein Mosaik aus blühenden Wiesen und Feldern rückt näher. Der Flussverlauf des Mains. Bankentürme aus Glas und Stahl. Das plötzliche Vibrieren des Fahrwerks unter mir verdränge ich. Aus meinen Kopfhörern erklingt ein Saxofon: Gerry Rafferty beschwört in *Baker Street* die Sehnsucht nach der Großstadt. Abgestellte Flugzeuge, Hangars und ein Panzerwagen des Grenzschutzes ziehen vorbei, ein Ruck geht durch das Cockpit, die Maschine setzt auf.

Schubumkehr.

Für die Minuten des Landeanflugs habe ich es fast vergessen, nun aber spüre ich wieder das Metall auf meiner Haut. Handschellen verbinden meine rechte Hand mit der linken des bärtigen Mannes in brauner Cordhose und blauem Jackett auf dem Nebensitz. Er riecht nach billigem Tabak und kaltem Schweiß. Als junge Frau hätte ich erwartet, von einer Polizistin begleitet zu werden. Ob das Spezialeinsatzkommando des Bundeskriminalamts gerade keine weibliche Beamtin zur Verfügung hat oder ob sie es einer Frau nicht zutrauen, mich zu bewachen – ich weiß es nicht. Auf dem ganzen Flug sprach der Bärtige nur wenige Sätze, einmal, beim Einsteigen, hat er mir kurz zugelächelt. Angestrengt, höflich, professionell.

Während die Maschine die Parkposition erreicht, bemerke ich, wie ein Polizeikonvoi vor dem Flugzeug hält. Fünf Fahrzeuge mit Blaulicht, in der Mitte ein schwarzer Bus. Warum der Aufwand?

Mit der linken Hand stecke ich mir einen Kaugummi in den Mund. Salbei-Kirsch beruhigt. Am Ausstieg kann ich mein Gesicht für einige Sekunden in die warme Frühlingssonne halten. Bis schwer bewaffnete Beamte des Spezialeinsatzkommandos mich in die Mitte nehmen und in Handschellen die Gangway hinunterführen. Die muskelbepackten Männer schieben mich in den schwarzen Bus mit den abgedunkelten Fenstern. Ein paar Sekunden, nachdem der Bärtige die Wagentür mit Karacho zugezogen hat, lasse ich eine Kaugummiblase platzen. Die vor mir sitzenden SEK-Männer zucken ob des Knalls zusammen. Auch der Bärtige. Ich habe den Eindruck, die Männer sind nervöser als ich – was mich für einen Augenblick belustigt.

Nach einer halbstündigen Fahrt durch die Stadt bringt mich der Bärtige in einen fensterlosen Raum. Er nimmt mir die Handschellen ab und verabschiedet sich, indem er kurz vor dem Rausgehen knapp hinter mir laut schnalzt, mein Kaugummiplatzen imitiert. Als ich zucke und mich irritiert umdrehe, sehe ich auf seinen Lippen ein Siegerlächeln.

Die letzten Tage waren beängstigend, immer kreisten Menschen um mich. Ich habe gehofft, sobald ich allein sein würde, könnte ich mich entspannen. Doch die unerwartete Stille macht mich noch unruhiger.

In dem Raum riecht es nach Kunststoff und Metall, drei der Wände sind mit pastellblauen Schallschutzplatten verkleidet, ich starre in eine breite, verspiegelte Glasfront mir gegenüber. Ich frage mich, wer dahinter steht.

Was ich im Spiegel sehe, ist eine erschöpfte, Kaugummi kauende Frau: Blasse Wangen, blaue Augen. Orange, indische Seidenbluse. Zerknittert. Enge, schwarze Jeans. Abgetragene, braune

Cowboyboots. Schlank. Blonder Pagenschnitt. Wenn ich den Kopf ein wenig nach links drehe und die Haare mitschwingen lasse, erinnere ich mich an Harrys letztes Geburtstagsgeschenk: Vor einem Jahr, zu meinem Dreiunddreißigsten, hat mir mein lieber Mann ein dezentes Sanskrit-Tattoo spendiert. Es ziert meinen rechten Halsansatz. Ein kleines, geheimes Zeichen der Verbundenheit, nach meinem Wunsch.

Er fehlt mir.

Während des langen Fluges habe ich mir einige Verteidigungsstrategien überlegt: Entweder absolute Ehrlichkeit. Oder nur zu beantworten, wonach dezidiert gefragt wird. Oder generelles Schweigen. Zu einer endgültigen Entscheidung kann ich mich nicht durchringen.

Harry würde pragmatisch die nächsten Schritte der Gegenseite durchspielen. Daraus würde er eine Argumentationskette entwickeln. Ich mag seinen brillanten Verstand, seinen trockenen Humor, seine geradlinige Art. Noch mehr vermisse ich nur meinen zehnjährigen Sohn. Emils offenes Lachen, seine kleine Stupsnase, seine süßen *Rettungsumarmungen*, wie er sie nennt. Und seine unbändige Freude an Computerspielen, dicken Fantasy-Romanen und Schokoladenriegeln.

Es tut so weh.

Sofort verscheuche ich die Bilder von meinen Männern und versuche, mich für eine Verteidigungs-Strategie zu entscheiden. Doch bevor ich noch zu einem Entschluss komme, betritt ein großer, hagerer Mann in grauem Anzug den Raum.

»Jens Wildner, Generalbundesanwalt«, sagt er leise und schüttelt mir die Hand. Vorsichtig, ohne Druck. Angenehm warme Hände. Der Mann ist vielleicht Anfang sechzig, er rückt seine rosa Krawatte

zurecht und nimmt auf dem Metallstuhl mir gegenüber Platz. Wildner hat ein feines, ebenmäßiges Gesicht, übersät mit hellbraunen Pigmentflecken. Er trägt eine dünne Titan-Brille, hinter den ovalen Gläsern verbergen sich kleine, hellblaue Augen. Seine dünnen, grauen Haare hat er akkurat nach hinten frisiert. Ein wenig ungelenk öffnet er eine braune Mappe, überfliegt ein paar Zeilen, offensichtlich nicht zum ersten Mal.

»Ich versteh 's einfach nicht«, beginnt er das Gespräch und schütelt den Kopf, »Sie sind nicht vorbestraft ... haben sich noch nie was zuschulden kommen lassen ... nicht einmal eine Verkehrsübertretung.« Er sucht Augenkontakt, dabei wirkt er verständnisvoll, fast väterlich: »Warum also, Frau Saskia Rokovic?«

Als er meinen Namen ausspricht, schnürt es mir die Kehle zusammen. Was will er hören? Schweigend schüttle ich den Kopf.

»Wenn Sie sich jetzt kooperativ zeigen und ein umfassendes Geständnis ablegen«, meint er mit ruhiger Stimme, »dann wird das Gericht Ihre Unbescholtenheit und Ihren Kooperationswillen als strafmildernd werten.«

*Umfassendes Geständnis* – was soll der Frontalangriff? Ich fühle, wie mein Puls beschleunigt, in meinem Kopf blitzen Szenen aus Kinofilmen und Fernsehkrimis auf. Mahnende Richter, polternde Staatsanwälte, triste Gefängnisbilder und brutale Wärter, die einer Mutter das Kind wegnehmen. Soll ich sofort um einen Rechtsanwalt bitten, ja auf einen bestehen? Oder mich erklären? Oder kein Wort sagen?

Umso länger ich schweige, umso mehr verspannt sich Wildners Augenpartie, bis sein Ausdruck schließlich streng wirkt: »Sie müssen wissen, Frau Rokovic, auf Hochverrat steht nach § 81 eine Mindeststrafe von 20 Jahren. Falls Sie aber nicht mit uns zusammenarbeiten

und voll schuldig gesprochen werden, droht Ihnen Lebenslänglich.« Einen Moment hält er inne, dann appelliert er mit einer Inbrunst, als wolle er seine eigene Tochter vor dem Schlimmsten bewahren: »Und das kann – selbst im Falle einer späteren Begnadigung – sehr, sehr lange sein.«

»Ich habe keine kriminelle Handlung begangen«, protestiere ich schnell, »ich habe niemand verletzt, bestohlen oder betrogen. Ich wollte nur helfen. Meinem Mann. Meinem Sohn. Allen!«

Auf der hellen Stirn des Generalbundesanwalts bilden sich Falten: »Alle Indizien deuten darauf hin, dass Sie mitverantwortlich sind für den größten Zusammenbruch Deutschlands seit dem Zweiten Weltkrieg!« Er sieht einen Moment in seine Unterlagen, dann beugt er sich näher: »128 Menschen sind ums Leben gekommen. 954 Bürger wurden schwer verletzt. Der wirtschaftliche Schaden beträgt über sieben Milliarden Euro, Langzeitfolgen noch nicht mit eingerechnet.«

Reflexartig verschränke ich die Arme und presse meine Lippen zusammen. Sofort registriert er meine abwehrende Reaktion, seine Stirnfalten werden tiefer. Statt weiterer Argumente gibt er ein Zeichen zur verspiegelten Glasfront. Er schlägt die braune Mappe zu und schweigt. Lange. Ich habe das Gefühl, die Stille in dem abgeschirmten Raum würde die Zeit dehnen. Dann dimmt jemand das Licht weg. Vollständig. Hat der Generalbundesanwalt ein Zeichen gegeben und wartet nun auf den Bärtigen? Oder auf andere Verhörexperten? Oder auf die muskelbepackten SEK-Männer? Über mir höre ich einen Krach, dann ein Surren, irgendetwas senkt sich von der Decke, wegen der Dunkelheit kann ich es nicht erkennen. Jäh blendet ein Lichtkegel. Das abgesenkte Ding entpuppt sich als Leinwand. Ein Film startet, schnelle Schwenks, Handkamera,

verrauschte Funksprüche, woraus ich schließe, dass es sich um ein zusammengeschnittenes Polizeivideo handelt. Zu sehen ist eine aufgebrauchte Menge vor dem Kanzleramt in Berlin. Männer, Frauen, Familien mit Kindern, Senioren, Anzugträger und Personen in legerer Kleidung, nahezu alle Bevölkerungsschichten, vielleicht dreißigtausend Menschen, vielleicht auch über hunderttausend. Viele schreien. Wut schlägt in Zorn um, Zorn in Gewaltbereitschaft:

»Nehmt sie, packt sie, zerreißt sie und zerhackt sie!«

Nahe am Zaun zum Kanzleramt, mitten unter den Demonstranten, sitzt ein kleines Mädchen mit Cowboyhut auf den Schultern ihres Vaters. Sie streckt die Hand hoch, ballt sie zur Faust und brüllt enthusiastisch: »Taschengeld her. Sofort!«

Einige lachen, andere schreien umso heftiger. Ein mehrmaliges, lautes Knacken aus einem Megafon lässt die Menge leiser werden. Ein Mann in einem schwarzen Anzug ist aus dem Kanzleramt gekommen. Mit einem weißen Megafon betritt er ein improvisiertes Podest und bittet um Ruhe. Bevor er einen weiteren Satz sagen kann, trifft ihn einer von mehreren Pflastersteinen am Kopf. Blutend bricht er zusammen. Die Polizei antwortet mit einem Wasserwerfer. Weitere Steine fliegen. Die Kamera wackelt. Schnitt auf einen Vermummten, der eine Dose mit brennendem Docht in einen Polizeibus wirft. Eine Explosion ist zu hören, panisch flüchten Beamte mit blutverschmierten Gesichtern und brennenden Jacken aus dem Wagen.

Eine Horde zorniger Männer in martialischen Football-Monturen und mit schwarzen Helmen stellt sich in einer Reihe vor dem Zaun zum Kanzleramt auf. Einige springen auf die Schultern der Kollegen, bilden eine menschliche Leiter, um den Zaun zu überwinden. Polizisten eilen herbei und prügeln mit Gummiknüppeln



auf die Demonstranten ein. Gleichzeitig aber montieren an zwei entfernten Stellen mehrere Männer in der gleichen Football-Kleidung mit Akkuschaubern die Gatter ab, eine Akku-Trennscheibe schneidet eine Zaunhalterung durch, ein Teil des Zauns kippt um. Die Männer stürmen mit Baseball-Schlägern auf das Kanzleramt zu. Schwerebewaffnete Polizisten stellen sich entgegen, doch sie sind zu wenige. Die tobende Menge wälzt sich durch die offenen Absperrungen.

Schüsse fallen.

Plötzlich ein Aufschrei. Von einem Kind. Die Kamera irrt ruckartig in der Menge umher, folgt einem weiteren Schrei, schwenkt auf den Vater mit dem Cowboyhut-Mädchen. Ein Querschläger hat die kaum Zehnjährige im Brustbereich getroffen, Blut quillt aus ihrem Körper, die Kleine hängt wie ein Sack von Vaters Schultern. Panische Hilfeschreie des Vaters. Er versucht, seine Tochter umzudrehen, das Kind festzuhalten, das Blut zu stillen. Verzweifelt tätschelt er ihre Wange. Zoom auf das Mädchen – es wirkt leblos. Fassungslosigkeit im Gesicht des Vaters.

Außer Atem schreit ein Einsatzleiter ins Funkgerät: »Die Kanzlerin ... die Kanzlerin ist noch drin ... schnell!«

Erneut hebt Generalbundesanwalt Wildner die Hand. Das Video wird gestoppt, der Raum langsam heller, die Leinwand verschwindet surrend in der Decke.

Die Stille nach diesen Bildern ist quälend.

Mit ernstem Ausdruck fixiert mich der Generalbundesanwalt:

»Frau Rokovic ... besser, Sie erzählen jetzt, was genau passiert ist ... von Anfang an!«

Das leblose Gesicht des Mädchens mit Cowboyhut erinnert mich an Emil, plötzlich spüre ich Wut. Normalerweise habe ich

mich immer unter Kontrolle. Wenn andere aggressiv reagieren, werde ich leise, verstumme, bleibe gelassen. Jetzt aber fühle ich solch heftigen Zorn wie nie zuvor. Am liebsten würde ich aufspringen und losschreien – gegen diesen Vorwurf, diese Anschuldigung, diese Ungerechtigkeit, die mir alles zu nehmen droht, was ich liebe.

# Tag 1

»Der Zufall entsteht aus dem Aufeinandertreffen zweier  
oder mehrerer Gesetzmäßigkeiten.«

Aristoteles



Sieben Tage lang stand das Land am Abgrund. Begonnen hatte alles vor sechs Monaten. Im Spätherbst. Mit meinem Job als freie Restauratorin für Wand- und Deckenmalerei lief es gerade schlecht, die Stadt Köln hatte einen Haushaltsstopp verhängt. Das bedeutete: Keine öffentlichen Aufträge an Restauratoren mehr in diesem Jahr. Mein letzter – die Restaurierung einer Deckenmalerei in einem historischen Hotel – war drei Monate her, mein Konto leer. Bereits vor fünf Wochen hatte ich eine Hartz IV-Aufstockung beantragt. Wieder einmal, denn Harry saß zwar die meiste Zeit am Rechner, brachte aber mit seinen Programmieraufträgen kaum Geld nach Hause.

Emil war gerade auf das Gymnasium gekommen. Wir hatten uns zunächst gefreut, doch die erste Elternversammlung gab mir den Rest: Für eine Klassenfahrt an die Ostsee wollte die Schule 235 Euro. Für fünf Tage! Woher nehmen?

Als ich mit Emil nach Hause fuhr und noch einen letzten Fünfziger von einem Geldautomaten der *Andromeda Bank* abheben wollte, klappte das nicht. Hatte ich mein Konto zu weit überzogen? Gestern war der Monatserste gewesen, da sollten doch 320 Euro Aufstockung vom Amt überwiesen worden sein. Wir fuhren zum nächsten *Andromeda*-Bankautomaten. Vor uns eine Menschenschlange. Normalerweise wirkten die Wartenden genervt, doch jeder Zweite lächelte, andere telefonierten hektisch auf ihren Handys – irgendetwas stimmte nicht. Ich zog mir einen Salbei-Kirsch Kaugummi rein und

erst als ich an die Reihe kam, verstand ich: Statt eines Fünfigers spuckte der Automat drei aus. Verwundert überprüfte ich meinen Kontostand: Nur einer war abgebucht worden. Ich hob einen Hunderter ab und erhielt ebenso drei. Neuerlich war nur einer verbucht worden. Emil bekam es mit und kicherte: »Mama, bekomme ich jetzt endlich ein Smartphone?«

Hinter uns drängelten die Wartenden.

»Wenn wir noch so eine Maschine finden«, flüsterte ich.

Wir lachten. Dann streikte meine Vespa. Emil saß schon mit seinem Superman-Sturzhelm auf dem Rücksitz und ich probierte zum dritten Mal, das alte Vehikel zu starten, doch es sprang nicht an. Der letzte Service lag vier Jahre zurück, überall setzte das Gefährt Rost an, wer weiß, ob ich überhaupt noch eine Prüfplakette erhalten würde. Nach dem fünften Startversuch krachte und rumpelte es, ich gab Gas, der Motor jaulte auf.

Auf dem Nachhauseweg schrie Emil: »Links!« Er tippte mir aufgeregt an die Schulter. »Mama, links ... die nächste links!«

Trotz einsetzenden Regens bog ich an der nächsten Kreuzung links ab, wir rollten auf einen weiteren Geldautomaten der *Andromeda* zu. Mehrere uniformierte Sicherheitsleute lösten eine lange Warteschlange auf und sperrten das Gerät mit rot-weißen Bändern ab.

»Holla, die Waldfee«, fluchte Emil, »schade.« Dann musste er husten.

Ein kalter Wind schlug uns entgegen. Schneeregen. Emil fragte:

»Mama, was wünschst du dir zu Weihnachten?«

Obwohl wir erst den zweiten November hatten, verband Emil den Schneefall mit Weihnachten; es war für ihn wichtig, für alle Familienmitglieder früh genug ein kleines Geschenk zu kaufen. Vermutlich nahm er mich als abschreckendes Beispiel, denn ich

begann mit der Besorgung von Weihnachtsgeschenken erst 48 Stunden vor dem Heiligen Abend.

In der Hoffnung, es könnte gegen die nasse Kälte helfen, zog ich den Reißverschluss meiner roten Lederjacke höher und stellte den Kragen auf.

Wir fuhren an Billigläden und unrenovierten Wohnblöcken aus den 1970ern vorbei, nahmen eine Abkürzung durch einen vermüllten Park und erreichten unsere Trabantenstadt. Wenn der Liebe Gott irgendwo im Land Scheiße ausgekippt hat, dann hier. In der Grundschule erzählte mir ein Lehrer: Bereits Konrad Adenauer – damals Kölner Bürgermeister – nannte unseren Kiez die Landreserve des Nordens. Heute residierte in Chorweiler eine Menschenreserve. Arbeitslose, Rentner, ein paar Alternative und Künstler. Eine riesige Siedlung mit beschränkter Hoffnung.

Als ich in unsere Straße einbog, überholte mich eine rote Kawasaki mit einem Fahrer in Lederhose, Regencap und schwarzem Sturzhelm.

Die Maschine hielt vor dem Eingang unserer Mietskaserne, wo bereits zwei Polizeibusse mit Blaulicht und ein schwarzer Lieferwagen standen. Der Motorradfahrer stieg von seinem Vehikel, wuchtete den Koloss auf den Ständer, nahm den Helm ab und schüttelte langes, schwarzes Haar aus. Auch an den halbhohen Stiefeletten erkannte ich nun: Es handelte sich um eine Frau mittleren Alters. Sofort wieselten mehrere Polizisten in Uniform um sie herum. Mit einem Lächeln gab sie einem Polizisten ihren Helm, schüttelte ein weiteres Mal ihr Haar, schien die Blicke für einen Moment zu genießen und ließ sich von zwei Uniformierten ins Haus begleiten.

Ich würgte die Vespa ab und zog meinen Sturzhelm vom Kopf. Drei türkische Jungs unterschiedlichen Alters kamen in den rot-

weißen Fußballdressen des 1. FC Köln aus dem Haus. Die Söhne der kürzlich über uns eingezogenen Familie schlenderten lässig vorbei, der Älteste blitzte mich an und deutete zwinkernd zu den Polizeibussen: »Na, Tuss, woll'n wir 'ne Blaulicht-Session rocken?«

In diesem Moment traf ihn der mahnende Blick eines Polizisten. Sofort setzte er ein höfliches Lächeln auf und riss die Hände hoch:

»Alles perfekt korrekt, Herr Kommissar!«

Während die Burschen sich aus dem Staub machten, sah Emil ihnen verwundert nach: »Tuss? ... Mama, was heißt'n das?«

»Er meint, ich würde hübsch aussehen«, antwortete ich mit ironischem Unterton, »und er hat mich gefragt, ob ich mal mit ihm ausgehe.«

Bevor Emil noch weiter fragen konnte, schob ich ihn an den Polizisten vorbei ins Haus. Im ersten Stock stellte sich uns ein kaum dreißigjähriger, vermutlich türkischstämmiger Mann in einer schwarzen Regenjacke in den Weg. Er trug eine schmale, hellblaue Seidenkrawatte, hatte braune, unruhige Augen und gegeltes Haar. Trotz seines freundlichen Lächelns ließ er weder Emil noch mich vorbei. Oh nein, dachte ich, nicht noch ein türkischer Macho.

»Frau Saskia Rokovic?«

Woher wusste er meinen Namen? Als ich irritiert nickte, stellte er sich vor: »Feridun Akyün.«

Weil ich ihn skeptisch musterte, hielt er mir einen Ausweis vor die Nase. *Bundeskriminalamt* konnte ich lesen, dann zog er seine Karte zurück und bat höflich um meine Personalien.

»Darf ich fragen, warum?«

Akyün deutete nach oben: »Das erklärt Ihnen meine Kollegin.«

Der Mann wirkte geradezu grazil. Während er meinen Ausweis las und in sein Funkgerät sprach, ließ er mich nicht aus den Augen.

Jetzt erst fiel mir auf, dass er einen Schnurrbart trug. Und plötzlich wurde mir klar, was mich an dem Polizisten irritierte: Er wirkte schwul. Obwohl ich Bullen generell nicht leiden konnte, fand ich einen schwulen, türkischen Polizisten schon wieder cool. Zumindest auf den ersten Blick.

Mit einem Lächeln gab er mir meinen Ausweis zurück. »Darf ich bitte kurz Ihr Handy haben?«

»Warum?«

»Erklärt Ihnen auch meine Kollegin.«

Sein Lächeln wurde noch charmanter, gleichzeitig baute er sich bedrohlich auf: »Es ist wirklich besser für Sie ... Sie haben ja vor der Polizei nichts zu verbergen, oder?«

Eingeschüchtert griff Emil nach meiner Hand.

»Entschuldigung« – plötzlich lenkte mich der Polizist mit einem energischen Fingerschnipp vor meinen Augen ab und griff gleichzeitig nach meinem Handy.

Bevor ich noch protestieren konnte, bedankte er sich und deutete erneut nach oben: »Sie werden erwartet!«

Verärgert ging ich mit Emil die Treppen hoch.

In unserer Wohnung roch es nicht nach Lavendelpolitur und der kunststoff-geschwängerten Luft aus Harrys Computergebläsen, sondern nach fremden Männern. Ein Blonder um die sechzig mit roter Hornbrille nickte mir ausdruckslos zu. Alles an ihm wirkte scharfkantig. Kinn, Lippen, Statur. Auch die Art, wie er »Tach« sagte und mir seine Karte zeigte. Wenigstens durfte ich diesmal den gesamten Text lesen:

*BSI*

*Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik, Bonn*

*Abteilungsleiter Dipl. Ing. Hannes Vorovsky*



Der Diplom-Ingenieur hatte ein Notebook auf unseren Küchentisch gestellt und steckte Harrys blaue USB-Sticks an. Einen nach dem anderen. Harry hatte nur blaue, er liebte die Farbe, ein Spleen. Vorovsky verzog keine Miene, ich konnte nicht errahnen, ob er auf Harrys USBs was Interessantes gefunden hatte.

Andere Männer öffneten meine Farbtöpfe, meine Pigmentkisten und meine Skizzenmappe über Dantes Inferno. Offensichtlich hatten sie vor, unsere vollgeräumte Dreizimmerwohnung, in der ich mit Harry und Emil seit elf Jahren lebte, auf den Kopf zu stellen. Nur Harry konnte ich nirgendwo sehen, weder in der Küche, noch im Bad oder in seinem Kämmerchen.

Wir hatten im größten Zimmer eine Zwischenwand eingezogen, damit Harry ein paar Quadratmeter für sich hatte, ein weißer Raum mit seinen Computern, ein paar Büchern und DVDs, seine »Höhle«, wie er die Kammer nannte. Er mochte es, alleine zu arbeiten. Ohne mit jemand reden zu müssen. Etwas zu durchschauen, indem er durch das Fenster auf das kleine Stück Himmel zwischen den Mietshäusern starrte. Meist kam er auf diese Weise zu außergewöhnlichen Ergebnissen.

Harry hielt in seiner Höhle penibel Ordnung, er hatte seine Kartekästen nummeriert, die DVDs gestapelt, der Schreibtisch war immer aufgeräumt. Nun aber lagen die Ordner auf dem Tisch, zum Teil entleert, seine DVD-Boxen waren geöffnet, die Schubladen ausgeräumt.

»Was ist das?«, fragte Vorovsky, der mir in Harrys Höhle gefolgt war und auf die weißen Wände deutete, die mit zarten, hellblauen Kristallen verziert waren.

»Fraktale.«

»Selbst gemalt?«, fragte er ungläubig.

Ich nickte: »Jedes einzeln ... jedes ein wenig anders ... *Wiederkehrend. Gebrochen. Mutierend.*«

Er starrte auf das Kristallmuster an der weißen Wand. Auf den ersten Blick hatte man den Eindruck, alle Kristalle würden einander gleichen, doch jeder sah ein wenig anders aus. Vorovsky suchte nach exakten Wiederholungen, er konnte nicht aufhören: »Macht irre, das Zeug!«

»Mein Mann liebt es. Und mich beruhigt´s. Wo ist er überhaupt?«

Seine rote Hornbrille zurechtrückend deutete Vorovsky nach draußen. Dort sah ich einen Igelkopf und ein weißes Hemd. Kurzärmlig. Kragenlos. Ungebügelt. Harry trug seine ausgewaschenen Jeans. Mit dem Gesicht abgewandt stand er auf unserem kleinen Balkon. Er hatte dicke, blaue Kopfhörer um den Hals, vermutlich hatte er den Trubel nicht ertragen, jetzt aber plauderte er mit Emil. Kürzlich erst hatte Harry sich seine braunen Haare schneiden lassen. Der Igel passte gut zu seiner Stupsnase und den grünen Augen, doch wirkte er damit noch bubenhafter, obwohl er ohnehin schon zwei Jahre jünger war als ich. Er hustete, kämpfte gegen sein Asthma und hielt sich den Inhalator an die Lippen.

Als ich auf Harry zuing, kam mir Emil entgegen, er wollte in seinem Zimmer fernsehen, eine Zeichentrickserie.

»Ausnahmsweise«, nickte ich und hoffte, dass er auf diese Weise von der Hausdurchsuchung ein wenig abgelenkt würde. Dann machte ich ein paar Schritte zu Harry: »Was geht da ab, verdammt?«

Statt zu antworten, tippte Harry auf seinem Taschenrechner eine Formel ein und sagte halblaut: »20.833 ...«

»Bitte?«

Weiter hustend drückte er eine zweite Portion des Sprays in seinen Rachen. Seine Hände zitterten.

»Was 20.833?«, beharrte ich.

»Fälle pro Monat in Köln ... versuche gerade auszurechnen, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, dass jemand meine IP-Adresse missbraucht hat. Letztes Jahr wurden bundesweit 21 Millionen Mail-Adressen gehackt.«

Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, wie jemand den Balkon hinter mir betrat. »Was ist hier eigentlich los«, entfuhr es mir, »kann mir das jemand erklären!«

»Selbstverständlich, Frau Rokovic«, vernahm ich eine weiche, angenehm rauchige Stimme. »Mein Name ist Doktor Nicolaarena vom Bundeskriminalamt.« Die Frau trug einen kirschroten Longblazer, eine schwarze Lederhose und modische Ankle Boots, wodurch die ohnehin groß gewachsene Beamtin noch größer wirkte. »Ich leite das Referat SO 43.« Sie streckte mir ihre Hand entgegen.

»SO was?«, fragte ich unwillig ihre Hand schüttelnd.

»*Cybercrime Intelligence Unit* ... Wiesbaden.«

Zweifellos: Es handelte sich um die Motorradfahrerin. Nun hatte sie ihr langes, teilweise nasses Haar mit einem Gummi zu einem Knoten gezähmt.

»Es gab einen gefährlichen Viren-Anschlag«, sagte die etwa vierzigjährige Frau mit ernstem Ausdruck, »bei der Suche nach den Verantwortlichen sind wir unter anderem auf die IP-Adresse Ihres Mannes gestoßen.« Sie ließ ihre Lesebrille, die an einem Lederbändchen hing, von der Nase auf ihren wohlgeformten Busen fallen und sah mir in die Augen: »Wie Sie sicher wissen, handelt es sich bei der IP um eine viergliedrige Zahl, die eindeutig einem Computer zugewiesen werden kann. Quasi eine Postadresse. Deshalb müssen wir DVDs, USB-Sticks und Computer von Herrn Rokovic konfiszieren. Und natürlich alle Smartphones.«

Aus ihrem Longblazer holte Dr. Marena ein Schreiben und hielt es mir hin. Beim Überfliegen der Zeilen ahnte ich, dass sie damit das Recht hatte, alle unsere elektronischen Geräte mitzunehmen.

»Aber mein Handy ... brauch ich ... wegen Emil«, stammelte ich fassungslos.

Einen Moment sah Dr. Marena unsicher zu Akyün, der es mir abgenommen und mit einem Verbindungskabel an sein Notebook angesteckt hatte. Akyün war um zwanzig Zentimeter kleiner als Dr. Marena, die Blicke der beiden trafen einander, sie flüsterten mir Unverständliches. Harry hatte sich abgewandt und tat, als hätte er mit der Razzia nichts zu tun.

Es ärgerte mich.

Schließlich nickte Dr. Marena: »Kollege Akyün ist gleich damit fertig.«

Ich atmete auf.

»Übrigens, beeindruckende Zeichnungen, gefallen mir«, sagte sie und zeigte auf zwei Skizzen von Dantes Inferno, die ich zum Thema Todsünden und Fegefeuer angefertigt und an die Wand geklebt hatte. »Passen gut in unsere Zeit.«

Warum die Bilder in die Zeit passen sollten, verstand ich nicht, für mich waren sie zeitlos. Trotzdem ließ Dr. Marenas Ausdruck darauf schließen, dass sie es möglicherweise ehrlich meinte.

»Nicola!« – Vorovsky gab Dr. Marena ein Zeichen, zu ihm in den Flur zu kommen. Seine Hornbrille abnehmend winkte er auch Akyün herbei. Die drei berieten eine Weile, es wirkte konspirativ. Weder bei der Begrüßung noch sonst hatte Vorovsky einmal gelächelt oder mich oder seine Kollegen freundlich angesehen. Selbst wenn ihn Dr. Marena oder Akyün direkt ansprachen, konnte ich in seinem Gesicht keine Reaktion erkennen. Doch ich hatte nicht den

Eindruck, Vorovsky sei verärgert. Oder vorsätzlich unfreundlich. Eher schien es mir, als wäre diese Ausdruckslosigkeit sein Wesen.

Irgendwann bemerkte ich ein winziges Nicken, kurz darauf machte Dr. Marena ein paar Schritte auf Harry zu: »Herr Rokovic, im Namen meines Teams möchte ich mich bei Ihrer Frau und Ihnen für die Unannehmlichkeiten entschuldigen. Natürlich wissen wir, dass ein Viertel aller IP-Adressen gefälscht sind. Trotzdem sind wir verpflichtet, jeder Spur nachzugehen.« Sie rang sich ein Lächeln ab. »Vielen Dank für Ihr Verständnis.«

Auf den ersten Blick war es ihr kaum anzusehen, doch in der Art, wie sie sich umdrehte und ihrem Team bedeutete, die Wohnung zu räumen, erkannte ich, wie enttäuscht sie war. Hinter einer Fassade des Charmes versteckte diese Frau einen subtilen Jagdeifer. Dr. Marena beunruhigte mich, auch wenn sie die Wohnung mit einem freundlichen Ausdruck verließ und sich verhielt, als wäre die Angelegenheit erledigt. »Auf Wiedersehen.«

Kaum waren die Polizisten verschwunden, eilte ich zu Emil. Es war spät geworden und ich bat ihn, den Fernseher auszuschalten und schleunigst schlafen zu gehen, Razzia hin, Razzia her.

Harry stand noch immer am Balkon, er hatte sich wieder seine Kopfhörer aufgesetzt, ich konnte es kaum fassen. Ich musste mit ihm reden, sofort, doch er hatte sich demonstrativ weggedreht, es machte mich rasend. Trotzdem musste Emil zuerst ins Bett, vor dem Jungen wollte ich nicht mit Harry streiten. Erst jetzt merkte ich, wie angespannt und durchgeschwitzt ich war.

## #

Er saß im Bauch des Schöpfers. Ein Sichtbetonbau im Stil des Brutalismus. Ein Koloss aus den 1970ern. Dreizehn Stockwerke hoch, 217 Meter lang, 17 Meter breit. Wie ein schnörkelloser Goldbarren, der die Farbe verloren hatte, lag das Stahlbeton-Ungetüm am Rande von Frankfurt am Main. Über 600 Büros. Im fünften Stock befand sich der Hochsicherheitstrakt. In einem Halbkreis saßen einige Notenbanker vor Dutzenden Bildschirmen und dicken, schwarzen Telefonen. Dort schöpften Dr. Kurt Krepper und seine Kollegen Geld. Aus dem Nichts. Täglich. In den letzten zehn Jahren hatte sich die umlaufende Geldmenge nahezu verdoppelt. Jede Woche kamen neue Milliarden dazu.

Krepper und seine Kollegen waren die Götter des Geldes.

Oft schon hatte Krepper sich gefragt, warum sich kaum jemand dafür interessierte, woher das Geld kam. Nur hin und wieder wollte ein Journalist Genaueres wissen. Dann gaben die Leute von der Presseabteilung komplexe Antworten: »Geld entsteht aus einem komplizierten Prozess, aus einem komplexen Zusammenspiel von Kreditvergabe, Geldmenge und Inflation.« Das verwirrte erst mal. Denn die Herstellung von Geld galt immer noch als Mirakel.

Ein Staatsgeheimnis.

Bürokratische Alchemie.

Früher gab es einen Gegenwert: Gold. Dann kam die Fantasie. Und ersetzte das glänzende Metall. Seit den 1970ern war Geld in

keinem Land mehr an Gold oder einen anderen realen Wert gebunden. Ein Hunderteuroschein besteht aus Baumwollfasern. Sein Wert: wenige Cent. Für eine digitale Überweisung von Millionen bedarf es überhaupt keines realen Wertes mehr.

Geld ist ein Versprechen.

Eine Religion.

Der Staat zwingt uns, daran zu glauben.

Er macht es zur Staatsreligion.

Trotzdem gewährt der Staat neues Geld nur als Kredit – diese Tatsache war es, die Krepper immer öfter den Schlaf raubte. Und in Wallungen versetzte. Denn selbst der Staat muss sich bei Geschäftsbanken und anderen Gläubigern Geld borgen, die es wiederum beschaffen, indem sie sich größtenteils mit Krediten bei Bundesbank und EZB refinanzieren.

Jeden Dienstagmorgen um 10 Uhr vergaben Krepper und Kollegen Kredite in Milliardenhöhe an Geschäftsbanken, womit viele bereits am Mittwoch bei der Finanzagentur des Bundes an den Auktionen für Staatsanleihen mitboten. Und zumeist an Gebühren und Zinsen mitverdienten.

Krepper empfand das System als absurd.

Die Ausgaben für die Bedienung der Staatsschulden waren im Bundeshaushalt nach Sozial- und Militärausgaben der drittgrößte Posten. Eine fulminante Subvention von Geschäftsbanken. Faktisch ohne Risiko. Geriet eine Bank trotzdem einmal in Schieflage, sprang der Staat mit Rettungsschirmen ein.

Auf Kosten der Steuerzahler.

Krepper trank Brennnesseltee. Er schob den Ärmel seines hellblauen Businesshemdes hoch, kratzte sich an einem geröteten Ausschlag am Unterarm – bis er eine Aufregung im Handelsraum

vernahm. Mehrere Kollegen beugten sich über einen Bildschirm und diskutierten Zahlen. Es sah aus, als würden Ärzte am Bett eines Schwerkranken über mysteriöse Symptome beraten. Wie bereits in der Presse kontrovers besprochen, war die *Andromeda* Bank durch riskante Spekulationen mit russischen Hedgefonds und exzessiven Derivat Handel in Schieflage geraten. Sie hatte vor wenigen Tagen um einen zweiten Sonderkredit ersucht. Dafür gab es komplexe Regeln und den Europäischen Stabilitätsmechanismus, der durch kein Parlament und keinen Rechnungshof der Welt kontrolliert wird und dessen Mitarbeiter der absoluten Schweigepflicht unterliegen. Sogar gegenüber den eigenen Regierungschefs!

Die Angelegenheit würde irgendwann zu Krepper und seinem Vorgesetzten, den um fünf Jahre jüngeren Abteilungsleiter Herbert Dorschberger wandern. Für den 1,2 Milliarden-Kredit musste die *Andromeda* zwar als Sicherheiten Wertpapiere hinterlegen, doch die Qualität dieser Papiere war zumeist Schrott.

Alle im Haus wussten es.

Besonders Dorschberger.

Einerseits bewunderte Krepper manchmal Dorschbergers Fähigkeit, schnell, zielgerichtet und strukturiert zu denken, andererseits war er oft enttäuscht, wie der Dreitagebart-Träger seine klugen Schlussfolgerungen kompromissbereit und weich umsetzte.

Und dann spürte es Krepper wieder: Dieses Gefühl, das ihn seit Jahren quälte. Anfangs unbewusst, es machte ihn fahrig, nervös und aggressiv. Gegenüber Kollegen, Freunden und Verwandten. Viel hatte er darüber nachgedacht. Abends, nach der Arbeit. Morgens beim Aufwachen. Tagsüber in Verhandlungen. In letzter Zeit drohte dieses Gefühl ihn zu paralysieren: Ein tiefes Unbehagen, das sich zu einer diffusen Wut steigerte und schließlich in Zorn mündete.



Krepper nahm seine schwarze Kunststoffbrille ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die vielen Computer im Handelsraum trieben die Temperatur nach oben, das Thermometer zeigte 28 Grad, es gab keine Klimaanlage. Nur im 13. Stock, wo der Bundesbankpräsident, die Vorstände und Juristen residierten, existierte eine Aircondition. War es Absicht, sollten nur die Chefs einen kühlen Kopf bewahren?

Die meisten der 3.100 Bundesbanker arbeiteten in kleinen, grauen Büros: Zwei Schreibtische, zwei Stühle, ein Fenster. Manchmal beneidete Krepper seinen Studienkollegen Hübner, der bei der *Andromeda* seinen Dienst versah. Hübner verdiente inklusive Boni das Dreifache, hatte ein viermal so großes Büro mit Besuchersofa und konnte jeden Abend aus dem 32. Stock die Frankfurter Skyline im Sonnenuntergang genießen. Mit Hightech-Klimaanlage.

Nun aber durften Krepper und seine Kollegen diese Pappnasen retten. Mehr noch. Sie mussten die Bankmanager vor ihrer eigenen Gier schützen. Mit Bankenaufsichten, Stresstests und Kreditspritzen.

Je länger Krepper in der Bundesbank arbeitete, umso deutlicher hatte sich für ihn herausgestellt: Die größten Subventionsempfänger des Staates sind nicht die Arbeitslosen, es sind die Banker. Jene Männer, die in ihren Glaspalästen und Luxusvillen überall in Europa residieren und für die ein paar Millionen bloß »Peanuts« sind.

Es machte ihn wütend, er hatte es so satt!

Natürlich versuchte der Staat seit der großen Bankenkrise 2008 gegenzusteuern.

Mit Tausenden von teuren Beamten.

In den nationalen und europäischen Bankenaufsichten.

Mit der Abteilung für Finanzstabilität der Bundesbank.

Und dem Europäischen Ausschuss für Systemrisiken.  
Vorsichtige Staatsdiener gegen gewiefte Banker.  
Staatliche Scheinwerfer gegen die Schatten der Banken.  
Samthandschuhe gegen Ego-Shooter.  
Für Krepper waren die Waffen ungleich verteilt.  
Lange schon konnte er nicht mehr zusehen, lange hatte er seine  
Wut im Zaum gehalten, lange hatte er auf diese Gelegenheit ge-  
wartet. Jetzt war sie mit der Schiefelage der *Andromeda* gekommen.  
Endlich.

## **Ende der Leseprobe**

Im Buchhandel oder online erhältlich